

Kinder und Jugendliche wurden im Nationalsozialismus systematisch indoktriniert. Nach dem Krieg konnten viele nicht über das Erlebte sprechen. Das Schweigen über die NS-Erfahrung hatte auch psychische Auswirkungen – auch auf die nachfolgenden Generationen.

Foto: Imago/stock&people



„Wir waren begeistert!“

In „Das Ungesagte“ sprechen Zeitzeugen über ihr Leben im Nationalsozialismus. Der Film zeigt, wie schwierig, aber notwendig die familiäre Aufarbeitung der Geschichte ist

Die unfassbaren Verbrechen des Nationalsozialismus, seine menschenverachtende Ideologie, der doch Millionen willig folgten und die Opfer ignorierten, bis der Krieg auch ihr Leben zerstörte: All das hat zum Schweigen darüber geführt, was der Einzelne erlebte und durchmachte. Heute sind wir gut darüber informiert, was „die anderen“ – die Opfer und die bekannten Täter – erlebten oder taten. Was wir aber selten wissen oder nicht wissen wollen, ist, was in der eigenen Familie geschah. Hier wurde die NS-Erfahrung verdrängt und verschwiegen. Was Oma und Opa, Uroma und Uropa damals dachten, sahen und taten – darüber sprach und spricht man nicht.

„Wir waren begeistert davon, das muss ich ehrlich sagen. – Ich fand das alles wunderbar.“ – „Wir haben alles gemacht, was möglich war, und es war unendlich schön für uns.“ Zitate von Kurt, Hildegard und Albert, drei von elf Deutschen, die im Film „Das Ungesagte“ über ihr Leben im Nationalsozialismus sprechen. Die Dokumentation nimmt sich der Frage nach der Aufarbeitung persönlicher NS-Geschichte an. Offen reden über das eigene Tun im Nationalsozialismus: ein Tabubruch.

„Wir glauben, dass nur durch das Sprechen über diese Zeit eine bis heute spürbare emotionale Erstarrung im Umgang mit der NS-Zeit aufgebrochen werden kann“, sagen die Regisseure Patricia Hector und Lothar Herzog. Ihre Dokumentation schlägt einen ungewöhnlichen Weg ein: Die Filmemacher verzichten darauf, die Aussagen ihrer elf Zeitzeugen zu kommentieren oder einer Prüfung

zu unterziehen, auch die Fragen sind meist nicht zu hören. Stattdessen wurden die Erinnerungen der Interviewpartner wie ein Dialog – oder manchmal im Kontrast zueinander – angeordnet und mit Bild- und Videomaterial der Zeitzeugen oder aus ihrem Umfeld oder zum Thema ergänzt.

Als Zuschauer muss man sich selbst ein Bild machen: Dabei geht es weniger um die historische Wahrheit als vielmehr um die Auswirkungen, was der Nationalsozialismus in den Köpfen derer angerichtet hat, die ihn damals als Jugendliche oder junge Erwachsene mit Begeisterung unterstützt hatten. Der unmittelbare Einblick in ihr Denken ist spannend, aber auch fordernd und irritierend, weil die Befragten eben nicht über alles sprechen – und das Ungesagte dennoch im Raum steht. Auch wirken ihre Aussagen mitunter widersprüchlich oder gar verstörend. Doch sind es gerade diese Brüche und Widersprüche, die einen konkreten Eindruck davon geben, welche psychischen Folgen die NS-Erfahrungen auf sie und die nachfolgenden Generationen hatte.

Kindheitstage, die scheinbar nahtlos übergehen in die Teilnahme an organisierten Aktivitäten und Übernahme klarer Rollen in der Hitlerjugend: „Sonntagmorgens haben wir Kleinkaliberschießen gemacht“, erzählt Kurt. „Das haben wir als Lebensaufgabe, als Leben aufgefasst.“ Vormilitärisch seien die Formationen schon gewesen, meint Albert. Aber nichtsdestotrotz fand auch er es „schön“.

Aus den Erzählungen wird nachvollziehbar, wie die Zeitzeugen als junge Menschen der „Herrenrasse“ eine erfolgreiche Zukunft prophezeit wurde, von der NS-Ideologie vereinnahmt wurden: Massenveranstaltungen, pathetische Musik und Heldenliteratur verstärkten ein Gemeinschaftsgefühl, das auch Kampf- und Opferbereitschaft auslöste.

Doch im Kapitel „Der Hass“ bröckelt die Glaubwürdigkeit dieser „heilen“ Welt: Es wird deutlich, dass die Zeitzeugen unangenehme Erinnerungen zu verschleiern versuchen. Erstmals kommen jetzt auch Max und Ernst zu Wort, die aus jüdischen Familien stammen. Ihre Erfahrungen stellen den Wahrheitsgehalt der anderen Erzählungen infrage: Während etwa Max berichtet, wie er und seine Familie durch „arische“ Deutsche drangsalieren wurden, erklärt Albert, ein nichtjüdischer Zeitzeuge, dass die Juden „fast normale Bürger“ gewesen seien, die man zwar gemieden und „scheel“ angeschaut, um die man aber keine „großen Geschichten“ gemacht habe.

Die Tatsache, dass die Judenverfolgung öffentlich stattfand, wird immer wieder verdrängt: Der Film verdeutlicht das durch eine Kontrastierung, bei der auf der einen Seite das Leid der Juden steht und auf der anderen die verinnerlichte Verharmlosung der Zeugen.

Um mit dem Widerspruch leben zu können, ein menschenverachtendes System mit Begeisterung unterstützt zu haben, wenden die nichtjüdischen Zeitzeugen verschiedene Abwehrstrategien an. Eine davon ist, sich selbst als unwissend darzustellen. In der Psychologie

wird das als kognitive Dissonanz bezeichnet: ein Zustand, bei dem sich Überzeugungen und Erkenntnisse widersprechen, und der aufgelöst werden muss, indem etwa die Erkenntnisse gelehnt werden. Doch dies funktioniert nur bis zu einem gewissen Punkt.

So beschreibt Anke, wie sie Karikaturen von Juden zeichnete, und schließt ihre Ausführungen mit dem Satz: „Das war alles, was ich mit dem Wort in Verbindung bringen kann.“ Dass ihre Zeichnungen antisemitisch waren, erwähnt Anke nicht. Wie der innere Prozess des Verleugnens und Verdrängens abläuft, wird auch deutlich, als Albert nach den Deportationen gefragt wird: Während er zuerst davon berichtet, dass er vom Fenster aus beobachtet habe, wie jüdische Menschen auf der Straße „traktiert“ und „gejagt“ wurden, widerspricht er später sich selbst und sagt, nein, er könne sich nicht erinnern, davon etwas gesehen zu haben.

Der Filmschnitt trägt dazu bei, die Widersprüche aufzudecken, indem Aussagen konfrontativ montiert wurden. Das ist zum Beispiel der Fall, als Max von der KZ-Folter seines Vaters berichtet, und mit den Worten schließt: „Das ist mir heute wichtig: Dass ihr nicht sagen konntet, ihr wusstet nichts. Ihr wusstet!“ Gleich in der nächsten Szene „widerspricht“ Hildegard: „Also von diesen KZs wusste ich nichts. Also vielleicht spätestens... ach nein, das hat man nachher gehört, das wurde so erzählt, das muss ja schlimm gewesen sein.“ Unabhängig davon, ob man Hildegard glaubt oder nicht: An ihrer unpersönlichen Formulierung und der Sprechweise erkennt man, wie sehr sie sich bemüht, auf Distanz zum Wissen über die KZ-Gräuel zu gehen. Natürlich weiß sie heute, wie „schlimm“ es war – doch sie bringt es nicht über sich, das so zu sagen.

Der Film zeigt, wie tief sich die NS-Ideologie eingegraben hat und wie schwierig es ist, sich daraus zu lösen. Gehorsam und Loyalität spielen weiterhin eine große

Rolle, selbst wenn die Zeitzeugen ihre Taten und ihr Denken immer wieder auch selbstkritisch betrachten. So verteidigt Albert seine „Pflicht, den Feind auszulöschen“, immer noch. Zugleich gibt er aber zu: „Im Nachhinein, ja, wahrscheinlich war's Mord.“ Er bereut dennoch

„
Im Nachhinein, ja, wahrscheinlich war's Mord

ausdrücklich nicht, sich im Krieg „gnadenlos und rücksichtslos und menschenunfreundlich“ verhalten zu haben. „Ich kann sagen, ich bin einem Irrtum aufgesessen, ich war falsch informiert. Aber das entlastet mich auch nicht.“ Ein Zwiespalt, den er nicht auflösen kann.

Anke erzählt, dass ihre Mutter bei Kriegsende Zyankali besorgt hatte, um sich selbst und die neun Kinder zu töten, wenn es „brenzlig“ würde. Für Anke und die Geschwister war das gemeinsame Essen also plötzlich lebensgefährlich, weshalb sie nur aß, wenn die Cousine der Mutter beim Essen dabei war: „Ich dachte, ihre Cousine kann sie ja nicht vergiften.“ Dennoch hütet Anke das nationalsozialistische „Ehrenkreuz“ ihrer Mutter immer noch wie einen Schatz. Schämt sie sich, Teil der NS-Bewegung gewesen zu sein? „Überhaupt nicht“, meint Anke. „Ich habe auch büßen müssen für das Reich.“

Schlussfolgerungen wie diese irritieren, doch Psychologen wie Angela Moré sehen in dem „Buße“-Argument von NS-Tätern und -Mitläufern „ein unterschwellig doch vorhandenes Bewusstsein von der eigenen Mitverantwortung und Schuld“. Es ist belegt, dass Nationalso-

zialisten wussten, dass sie Verbrechen begingen oder zuließen, und dafür Vergeltungsmaßnahmen befürchteten: „Für die Mehrheit der christlich sozialisierten Anhänger und Mitläuferinnen und Mitläufer war deutlich, dass ihr Tun und Dulden nicht den „normalen“ gesellschaftlich akzeptierten Standards sittlichen und ethischen Handelns entsprach, vielmehr alle Kategorien derselben sprengte und verletzte“, schreibt Moré in einem Artikel über die Schuldabwehr von NS-Tätern.

Umso schwieriger ist es, zu akzeptieren, dass viele der Zeitzeugen nach eigener Aussage keinerlei Mitgefühl für ihre jüdischen Mitmenschen hatten. Das zu erklären, fällt nicht nur den Zeitzeugen schwer. Abstumpfung ist eine der Folgen einer Gefühlsabspaltung: „Ich kann heute nicht mehr weinen. Das ist für mich so schwer. Das würgt mich im Hals. Weinen kann ich nicht mehr“, erklärt Jakob. Auch als seine Frau nach 67 Jahren Ehe starb, war er unfähig zu trauern: „Ich konnte keine Träne weinen. Es saß in mir fest drinnen. Und das hat mir auch wehgetan. Aber weinen kann ich nicht.“

Wer kein Mitgefühl empfinden kann, verliert auch die Fähigkeit, um seine Verluste zu trauern. Wenn etwas aus der Erfahrung dieser Zeitzeugen gelernt werden kann, dann ist es die Bedeutung von Empathie und Menschlichkeit.

Franziska Meinhardt

„Das Ungesagte“ (D, 2025). Regie: Patricia Hector und Lothar Herzog (D, 143 Min.) Weitere Infos unter www.dasungesagte.de Am Sonntag, 16. November, 10.30 Uhr im Astor im Arri findet eine Vorführung mit Diskussion statt. Gästen sind Götz Aly (Historiker, Journalist), Johannes Hürter (Professor für Neueste Geschichte Universität Mainz), Inge Kroll (Tochter eines im NS-Verfolgten, Psychologin, Leiterin einer Angehörigengruppe ehemaliger Dachauer KZ-Häftlinge), Karten unter: www.muenchen.premiumkino.de/film/das-ungesagte und Tageskasse